

Logenmänner privilegierter Innungen den Antrag auf Umwandlung in ...

Der Reichstag ...

Der Reichstag ...

Die zweite sächsische Kammer hat einstimmig die ...

Der Fall Schulze-Nahmig. In der Disziplinär-Untersuchung ...

Der Gerichtshof beschloß u. A. über die Behauptung des ...

Den 9. J. zufolge steht der Abschluß eines neuen ...

am 20. Oktober 1897, unmittelbar nach Fertigstellung der Linie ...

Deutscher Reichstag.

74. Sitzung vom 31. März.

Der Reichstag hat heute die dritte Beratung des Reichs- ...

Abg. Sieber (Str.) kommt auf die Angelegenheit der Gefängnis- ...

Staatssekretär Niederberg begrüßt die Erklärung des Vor- ...

Staatssekretär Niederberg erteilt auf die Erklärung des Justiz- ...

Heim Etat des Reichsfinanzamts beantragt ...

Abg. Sieber (Str.) des Gehalts der Staatssekretäre ...

Abg. Sieber v. Zimmern (Reichsb.) gibt dem Abgeordneten ...

Staatssekretär v. Bobbieltz gegenüber einer Aeußerung ...

Abg. Sieber (Str.) tritt für die Gehaltsaufbesserungen ...

Staatssekretär v. Bobbieltz betont, daß weder er noch sein ...

Staatssekretär v. Bobbieltz entgegnet, jede direkte oder ...

Staatssekretär v. Bobbieltz auf Anregung des Abg. ...

Abg. Sieber (Str.) teilt die Aufschauung des Vorredners ...

es würden durch eine klare Trennung von Verwaltung und Betrieb ...

Brennfelder Landtag.

Abgeordnetentag.

Der Abgeordnetentag behandelt heute die erste Beratung ...

Abg. Fritsch (Str.) hält dafür, daß die Staatsregierung ...

Abg. Fritsch (Str.) hebt hervor, daß seine Freunde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) macht nochmals die Einwände ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

Abg. Fritsch (Str.) teilt mit, daß die Gemeinde ...

mehring steht allerdings auf der anderen Seite die Schranke ...

vor sich, wenn das Getränk deren überhaup enthalten hat ...

meß als die Methode zur Färbung und Verfestigung ...



(Nachdruck verboten.)

Mein Marſtall.

3) Novelle von Victor Blüthgen.

Eine Woche ſpäter verloren wir das zweite Rad — in einer eifigen Winternacht geſchah es, zum Glück nur zehn Minuten von einem Dorfe, wo wir zu Gaſte geweſen, im Walde. Während die Damen zu Fuß zu unſern Gaſtſreunden zurück gingen, die ſie im Begriff fanden, ſich zu Bett zu legen, weckte Stenzel die Leute in den erſten Häuſern auf, um einen Nagel und einen Hammer aufzutreiben. Ich hörte ein wüthendes Kläffen ſämmtlicher Doſthunde — endlich kam Stenzel mit dem Erforberlichen und begann die Reparatur. Wir fuhren dann wieder in das Dorf ein, holten die Damen ab und gelangten in vorſichtiger Fahrt nach Hauſe.

Als das dritte Rad abging, fiel der Wagen recht unglücklich. Die Gabel zerbrach, die eine Seite wurde arg zerſchlagen. Er wurde alſo reparirt und gänzlich neu lackirt. Außerdem bekam er neue Patentſchrauben. Ein halbes Jahr drauf neue Räder.

Das Letztere erlebte der Araber nicht mehr.

Auch Stenzel nicht.

Dieſem wurde ſein Kutſcherberuf in Verbindung mit dem ihn nie verlaſſenden Hochgefühl, daß er vor Zeiten einmal Kavalleriſt geweſen, verhängnißvoll; und zwar gab eine Fahrt zum Souper in dem nämlichen Dorf den Anlaß, wo wir genüthigt geweſen waren, dem zweiten Rade wieder aufzuhelfen. Als nämlich die Kutſcher trotz mehrmaliger Aufforderung, zur Abfahrt einzuspannen, nicht erſchienen, ging der Hauſherr nach der Urſache forſchen und fand die Braven in eifriges Kartenspieler vertieft, worauf er ihnen verſicherte, daß ſie Eſel ſeien. Am Morgen darauf fand ich Stenzel im Garten. Er kam auf mich zu.

„Herr,“ ſagte er, „geſtern Nacht hat mich der Herr Adminiſtrator Eſel genannt. Das kann ich mir nicht gefallen laſſen, denn ich habe des Königs Rock getragen. Ich habe ihm alſo geſchrieben, daß ich ihm den Eſel zurückgebe. Wenn Sie mich deswegen entlaſſen wollen, kann ich ja gehen.“

„Gewiß, lieber Stenzel,“ ſagte ich freundlich. „Gehen Sie nur! Ich finde es ſehr achubar, daß Sie auf Ehre halten; allein Sie begreifen ganz richtig, daß ich mir einen anderen Kutſcher ſuchen muß.“

Was den Araber betrifft, ſo mußte ich immer deutlicher erkennen, daß er für Aſphaltplafter geboren war und daß es eine Barbarei war, ihn hier feſtzuhalten. Mein Freund, der Adminiſtrator, übernahm es, mein Verhältniß zu dieſem lebenswürdigen Geſchöpf auf eine für mich befriedigende Weiſe zu löſen.

Er ſchickte mir alſo eines Tages einen Mann, der das letzte Roß mir brachte, welches ich — ſo Gott will — beſeſſen, und der dafür mit ein paar hundert Mark und meinem Araber abzog.

Dieſes neue Pferd nun floßte wirklich Vertrauen ein. Es war ein dicker Brauner von unbeſtimmter Raſſe, welcher recht gut ausſah, nicht zu groß und nicht zu klein, doch ſehr ſtattlich. Er war zwar ſchon als Poſtpferd gegangen und es war nicht zu ermitteln, weshalb man ihn dieſer ehrenvollen Laufbahn entzogen — doch ſtand mein Freund für ſeine Brauchbarkeit ein. „Den können Sie auch zureiten laſſen,“ verſicherte er.

Der „Dicke“ — dieſer ſein Name — wurde alſo der Obhut Stolles übergeben, der Stenzels Nachfolger geworden. Auch dieſen Stolle verbannte ich der Empfehlung des Adminiſtrators, was ich alſo eine günſtige Fügung anſah. Stolle

ließ ſich recht gut an, wengleich ich darüber nachdenken mußte, woher der Mann dieſe eigenthümlich gerötheten und verſchwommenen Augen hatte und weshalb er zuweilen Anfälle von Seitenabwelenheit zeigte.

Der Dicke ging prachtvoll im Wagen, zog acht Perſonen mit Leichtigkeit ſteile Sandwege hinauf und ließ kein anderes Fuhrwerk vor. In ſeinem Eifer fuhr er freilich ein paar Mal ſolche Fuhrwerke dermaßen an, daß es Schaden gab und ich Ungelegenheiten bekam; ja einmal gab es ſogar einen Prozeß, wovon ich die Koſten tragen mußte, da der Gegner es glaublich machte, daß die mangelhafte Lenkung Stolles Schuld geweſen, welcher, wie es ausgeſehen, nicht ganz nüchtern geweſen ſei. Dieſe Behauptung empörte Stolle derartig, daß er ſich eine richterliche Warnung auf Ungebühr zuzog und ich es lieber unterließ, ihn dieſerhalb privatim weiter zu vernehmen.

Der Bereiter übernahm es, den Dicken für mich zuzureiten. Endlich alſo ein Reitpferd für mich! An gewiſſen Tagen verſchwand der Bereiter mit ihm und brachte ihn ſtolz angrittend, freilich in recht mißleidwürdigem Zuſtande! Mit blutigen Sporenriſſen an den Seiten. „Aber er wird!“ verſicherte der Bereiter.

Schön. Eines Tages ſagte er zu mir: „Jetzt können Sie mal Probe reiten.“

Ich machte mich alſo reitfertig, ſetzte mich auf — der Dicke trampelte eine Weile ziemlich ungebärdig mit mir auf dem Hofe herum, in verdächtiger Nähe der Wände, dann führte ihn der Bereiter auf die Straße und ging neben mir her, während ich Schritt ritt. Plötzlich ſchnauſte das Pferd und begab ſich unaufhaltſam mit ein paar Schritten auf das Trottoir hinüber. Ich war verblüfft, doch der Bereiter ſprang im Moment zu und applizierte dem Dicken ein paar kräftige Hiebe. Nachdem ich mühsam der Gefahr entgangen, ein Fenſter einzutreten, beſand ich mich gleich darauf wieder auf der Straße. An meinem Wohnort ſchließt ein Dorf, wo ſich annähernd fünfzehn Kinder, die ſchleumiſt vom Spiel abließen, zu uns geſellten. „So, nun Trab!“ rief der Bereiter, gab dem Dicken neuerdings einen Schlag, und das Traben begann. Plötzlich machte das Roß Halt, mit einem Sprung, der mich um ein Haar das Gleichgewicht koſtete, ſchnauſte und klopfte einen Neubau an, vor welchem Balken und Steine lagen und Arbeiter hantirten; darauf machte er kehrt. Der Bereiter ſprang wieder zu, faßte es am Maul und drehte es um — es machte wiederum kehrt. Nachdem wir uns einige Male im Kreis gedreht hatten, ſehr zur Freude unſerer barfüßigen Cortège, ſagte ich möglichſt mild: „Wollen wir's nicht lieber heute kein laſſen?“ Worauf ich abſtieg.

Der Bereiter war kirſchbraun vor Wuth im Geſicht. Er verabſolgte dem Dicken noch eine Tracht Prügel, ſtieg dann ſeinerſeits auf (ich bemerkte, daß das Pferd zitterte) und ritt wirklich an dem Neubau vorbei. Nichtsdeſto-weniger beſtand ich darauf, daß wir nach Hauſe zurückkehrten, worauf mir der Mann verſicherte: „Das ſoll ſchon noch anders werden.“

Es gelang ihm in der That ſoweit, daß ich es wagen konnte, zu reiten, ohne ſonderliche Ungelegenheiten befürchten zu müſſen, ausgenommen an gewiſſen Tagen, wo der Dicke gleich beim Austritt aus dem Stall ſich ungebärdig bezeigte. An dieſen Tagen war Nichts mit ihm anzufangen. Nur einmal verſuchte ich es, in Begleitung eines anderen befreundeten Reiters, und wir ritten nächſt bis zum Bahnhofe.

Eine geſchloſſene Barriere hemmte uns. Wir warteten; Droſchen fuhren, Menſchen wimmelten, jenseits lauerten mehrere Fuhrwerke auf das Öffnen der Barriere.

Mein Dicker war höchſt unruhig.

Da gingen die Schranken auf, und von drüben kam ein Hundebulldog auf uns zu. Kaum erblickte mein Dicker dies, als er einen Satz bei Seite machte, den Kopf zwischen die Vorderbeine steckte, hinten ausschlug und dazu wie ein Ferkel quiekte. Ich lockerte rasch einen Fuß aus dem Bügel, um abzustiegen — in diesem Moment ein Satz, und ich kugelte schmerzlos auf das Pflaster.

Endlich die Genugthuung, auch einmal vom Pferde gefallen zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

28) Autorsfeste Uebersetzung von Adolf Neuboff.

Desto mehr liebte Frau Miralez diese verschwiegene Hintertreppe, und wenn sie zu dem Sekretär ihres Mannes wollte, so benutzte sie sie stets.

In jenem Vormittag des fünfzehnten Augusti schlich sie also gleichfalls an der Hecke entlang, öffnete mit dem Thurmshlüssel die kleine Pforte und ließ ihn, wie sie es gewöhnlich that, im Schloß stecken. Dann stürmte sie athemlos die Treppe in die Höhe zu Etienne, diesem unüberwindlichen, unbezwingbaren Etienne, um ihn durch einen letzten verzweifeltsten Angriff doch noch zu besiegen.

Während dessen gedachte Miralez seiner Frau eine ganz besonders freudige Ueberreichung zu bereiten. Der arme bemitleidenswerthe Schwindsüchtige war seit einiger Zeit bereits sehr schwach geworden. Er ging nicht mehr aus, ja, er konnte nicht mehr die wenigen Stufen zu den Gemächern seiner Gattin emporsteigen. Desto mehr, hoffte er, würde sie sich über die Aufmerksamkeit freuen, die er ihr jetzt zu erweisen gedachte.

Sobald Rosa Marie den Pavillon verlassen hatte, rief Lorenz nach dem Kammerdiener, ließ sich seine Stiefeln, seinen Spazierstock und seinen Hut geben, nahm aus einer Schublade einen herrlich duftenden Strauß weißer Rosen, die er heimlich aus Paris hatte kommen lassen, hüllte seinen Hals in ein seidenes Tuch und machte sich dann langsam und vorsichtig auf den Weg nach dem Klost. Er wollte Rosa Marie auf der Düne auffuchen und ihr seine Blumen darbringen. Schon seit vierundzwanzig Stunden hatte er sich kindisch auf diesen Augenblick gefreut.

Er war frohen Muthes. Seine Schritte waren nicht lang, so daß ein dreijähriges Kind ihn darin beschämt hätte, aber er fühlte sich entschieden besser, und die Hoffnung auf Genesung, die so viele Todeskandidaten bis zum letzten Augenblick nicht verlassen will, gab seinen erweiterten und gerötheten Augen einen eigenthümlichen Glanz. Als er an dem Fuß der kleinen Düne angelangt war und sich anschickte, sie zu ersteigen, mußte er an den Tag zurückdenken, an dem er vor vielen Jahren in seiner Jugend den Dignemale erkommen hatte. Dieser kleine Maulwurfsbügel machte ihm heute mehr Mühe als damals jener gewaltige Bergrieser der Pyrenäen.

Alle paar Schritte mußte der Kranke anhalten, um Athem zu schöpfen. Aber schnell nahm er dann seinen Marsch wieder auf; ihn trieb die Ungebuld, das freudige Erschaunen seines geliebten Weibes zu sehen und sich daran zu weiden.

Endlich war er oben. Den Athem anhaltend schlich er, um sein Kommen nicht zu verrathen, auf den Zehenspitzen dem Klost zu. Vorsichtig schaute er hinein.

„Sie ist nicht da!“ murmelte er, während sich herbste Enttäuschung auf seinem Gesichte malte.

Vergebens blickte er nach allen Seiten um sich.

„Sie hat mir aber doch gesagt, daß sie hierher geht!“ murmelte er weiter.

Seine Augen füllten sich mit Thränen, und traurig betrachtete er seine Rosen, die bereits anfangen, die Köpfe hängen zu lassen. Dann ging er einige Schritte zurück und betrachtete prüfend den Boden. Er konnte keine frischen Fußspuren außer den seinen bemerken.

„Vielleicht kommt sie noch!“ dachte er, um sich zu trösten.

Er setzte sich unter die Fichten und horchte gespannt. Aber nicht das geringste Geräusch schlug an sein Ohr.

Einige Minuten blieb er so sitzen, dann fing ihn an zu frieren: kalte Schauer liefen seinen Rücken hinunter. Am ganzen Körper zitternd, erhob er sich, um den Rückweg anzutreten.

Am Fuße der Düne entdeckte er jedoch plötzlich in dem feuchten Sande des Pfades zwei kleine zierliche Fußspuren, die ihm nur zu bekannt waren.

„Bis hierher ist sie gegangen!“ sagte sich Miralez. „Sehen wir, welche Richtung sie dann eingeschlagen hat!“

XXII.

Miralez schlug sich abseits vom Wege ins Haidekraut. Schon nach wenigen Schritten verlor er die Spuren der winzigen Abfähen. Aber nach eifrigem Suchen fand er sie in einer Entfernung von einigen Metern inmitten der hier bereits dichter stehenden Fichtenbäume wieder. Er betrachtete sie genau und glaubte zu bemerken, daß sie hier weiter von einander entfernt wären, als vorher. Rosa Marie mußte also hier hastiger geschritten sein.

„Was mag sie nur hier gewollt haben?“ murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin.

Die Blüthen in seiner weißen Hand ließen mehr und mehr ihre Köpfe hängen. Wie traumverloren: blickte Miralez eine Zeit lang auf die zierlichen Spuren, dann richtete er sich mühsam in die Höhe und schritt diesen Spuren weiter nach. Er sagte sich, daß seine Frau unmöglich soweit entfernt sein könnte, und dann wollte er auch mit seinem Blumenstrauß nicht wieder in den Pavillon zurückkehren. Er fürchtete, daß sein Kammerdiener das lächerlich finden könnte.

Er drang immer weiter vor, ängstlich auf jede Spur im Boden achtend, um sie ja nicht zu verlieren. Er schritt an dem Gemüsegarten entlang, er kam zu dem Bache und sah nun, daß die hier deutlich sichtbare Spur in die Weißdornallee führte!

„Ah!“ rief er erstaunt.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und blickte dann noch einmal hin. Er hatte sich nicht getäuscht. Es waren thatsächlich die Spuren Rosa Mariens, die dort in ihrer ganzen Zierlichkeit vor ihm lagen, und sie waren augenscheinlich noch frisch.

Kopfschüttelnd schritt er weiter. Da bemerkte er plötzlich in der Allee andere ältere, vom Regen fast ausgelöschte Spuren, die offenbar vom Tage vorher stammten, und die in entgegengesetzter Richtung gingen. Was sollte das bedeuten? Rosa Marie ging also zu Herrn Etienne? Und sie ging oft zu ihm? Warum hatte sie davon niemals etwas gesagt?

Miralez hielt an. Er betrachtete die weit hinten am Ende der Hecke liegende epheumrannte Thür. Und dabei glaubte er in seinen Franken, von den Schwindsüchtigsagillen durchhöhlten Lungen und in seinem armen, zerrissenen Herzen einen brennenden Schmerz zu verspüren.

Er konnte sich nicht entschließen, den Thurm zu betreten, sondern kehrte um. Er machte denselben Weg zurück, und als er unter den Bäumen des Waldes ein kleines, dichtes Gesträuch bemerkte, verbarg er sich dahinter und wartete. Seine Hand, mit der er krampfhaft die Krücke seines Stockes umspannte, zitterte heftig. Die Enden seines Halstuches flatterten wie zwei Fahnen im Winde umher.

Miralez spürte jetzt weder Kälte noch Ermüdung. Er hielt seinen Athem an, und es gelang ihm sogar, den Husten zurückzudrängen.

Schon nach einigen Minuten des Wartens schlug ihm ein leichtes Geräusch ans Ohr. Es waren Schritte schnelle Schritte, die sich näherten. Er streckte den Kopf weit vor. Es war thatsächlich Rosa Marie, die aus der Gargon-Wohnung herauskam. Miralez riefelte es kalt über den Rücken. Seine Frau kam dicht an ihm vorbei, ohne ihn zu bemerken. Sie eilte mit fliegenden Schritten unter den Bäumen dahin, mitten durch das Haidekraut und das dichteste Unterholz, dem Pavillon zu.

Der Schwindsüchtige richtete seine verkümmerte Gestalt mit einem Ruck in die Höhe, als seine Frau außer Sehweite gekommen war. In seinem wachsblichen Gesicht brannten die Augen in erschreckender Röthe. Auch er wandte seine Schritte dem Hause zu. Wenn er aber auf dem Heimwege mehrere Male hatte anhalten müssen, um sich auszuruhen, so fühlte er sich jetzt stark. Schnellen Schrittes legte er ohne Unterbrechung den ganzen Weg zurück und langte nur wenige Minuten nach Rosa Marie im Pavillon an. Er hatte immer noch

seinen Rosenstrauch in der Hand. Er fand seine Frau im Zimmer.

Als Rosa Marie ihn sah, stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Was? Du hier? Du kannst also heute spazieren gehen? . . . Ach sieh, weiße Rosen! Ist das für mich, Lorenz? Oh, wie lieb Du bist! . . . Du hast mich vielleicht auf der Düne gesucht? Ich bin nur einen Augenblick da oben gewesen, es war mir zu sonnig dort. Ich habe mich dann am Rande des Bassens niedergelassen, und eben bin ich erst wieder zurückgekommen.“

Sie küßte ihn zu Ehren der heiligen Maria mit ihren kleinen, rothen Lippen auf die Wange. Miralez schloß die Augen, sein Gesicht war jetzt erschreckend bleich.

Warum log sie? Die Finger des Kranken zogen sich krampfhaft zusammen, als wenn er ihr an den Hals hätte springen wollen. Dabei überkam ihn eine plötzliche Schwäche, so daß er sich niederlegen mußte.

„Ist es denn möglich?“ dachte er, seinen Jammer in sich hineinpressend. „Ist es denn wirklich möglich?“

Rosa Marie brachte ihm schnell etwas zu trinken. „Wie bleich Du bist!“ sagte sie dabei. „Trinke dies hier; es ist Bouillon, das wird Dich stärken. . . . Oh, Du siehst wirklich nicht gut aus, mein Freund, man könnte Furcht bekommen. Du darfst jetzt einige Tage lang nicht ausgehen, versprichst Du mir das? Das ermüdet Dich zu sehr. . . . Du mußt mit dem Ausgehen wirklich warten, bis Du wieder ein wenig gestärkt bist. Die Kräfte werden Dir schon wiederkommen, habe nur keine Furcht. Gedulde Dich nur noch bis zum Herbst.“

Da ging die Thür auf. Etienne trat ein. Ein Schauer durchfuhr Miralez bei seinem Anblick und ließ ihn erzittern. Es war Mittagszeit; der Sekretär kam zum Frühstück.

„Guten Tag, Herr Etienne!“ rief ihm Rosa Marie entgegen. „Wie geht es Ihnen heute?“

Sie sprach, als wenn sie ihn seit gestern Abend nicht gesehen hätte. Sie ließ von der eben erst stattgefundenen Zusammenkunft nicht das Geringste merken.

Man setzte sich zu Tisch, und die junge Frau nahm, sich zu dem Sekretär ihres Mannes wendend, wieder das Wort:

„Wie finden Sie heute meinen Gatten, Herr Etienne? Nicht besonders gut, nicht wahr? Es ging ihm schon viel besser, aber er hat leider eine große Unflugeit begangen. Denken Sie nur, er ist bis zum Kioast hinaufgestiegen, während ich unten am Ufer des Sees war! Wenn er mich wenigstens getroffen hätte!“

Wie Messerspitze drangen diese Worte in Miralez' Hirn. Sie log also immer noch. . . . hatte wohl ihr ganzes Leben lang gelogen! Einige Male glaubte er sich nicht länger halten zu können und war im Begriff, dieser Heuchlerin die Maske herunterzureißen.

„Lüge nicht!“ wollte er sagen. „Du bist entlarvt! Ich bin nicht oben auf der Düne geblieben, sondern bin Dir bis zur Weißdornhecke gefolgt und habe gesehen, wie Du aus der Wohnung dieses Menschen herausgekommen bist!“

O, wie wollte er sie Beide niederschmettern! Aber wozu? Sollte er, ein hochgradig Schwindsüchtiger, eine Eifersuchtsszene aufführen? Das würde ohne Zweifel lächerlich aussehene. Und Miralez sagte nichts. Uebrigens hatte er auch keine Beweise.

Jetzt erinnerte er sich aber jenes blauen Papiers, das die Dienerin Rosa Marie in die Hände gespielt hatte. Sie hatte ihn auf seine Frage mit leeren Ausflüchten abgeseifigt. Das war vielleicht der Beweis, der ihm fehlte. Aber wie sollte er ihn finden? Er dachte einen Augenblick nach. Er erinnerte sich, daß seine Frau in den ersten Stock hinaufgestiegen war, als sie das geheimnißvolle Papier erhalten hatte, bei dessen Anblick sie erbleichte.

Miralez hatte seinen Entschluß gefaßt, behielt aber sein kaltes Blut. Er heuchelte die größte Ruhe, da er ein sah, daß er so am ehesten hinter die volle Wahrheit kommen würde.

Ein Viertel nach zwei Uhr empfahl sich Etienne und verließ den Pavillon. Einige Minuten später schickte sich auch Rosa Marie zum Gehen an.

„Lorenz, ich gehe zur Abendmesse,“ sagte sie beiläufig. „Ich nehme Dominika mit. Gehe nicht aus, bitte. Ich lasse Dir im Ramin ein hübsches Feuer anzünden.“

Als Rosa Marie draußen war, stand Miralez auf. „Jetzt werde ich erfahren, ob sie mich betrügt!“ murmelte er vor sich hin.

Ganz leise, mit verstohlenen Schritten, schlich er zur Treppe. Es war wohl vierzehn Tage her, seit er zum letzten Mal in das erste Stockwerk hinauf gestiegen war. Die Stufen benahmen ihm den Athem; er mußte sich niederlegen, um auszuruhen. Aber Eile that noth. Er nahm alle seine Kraft zusammen, und endlich gelang es ihm, den Treppenabstieg zu erreichen. Er trat in das Zimmer seiner Frau und ging direkt auf eines der Fenster zu.

„Ja, jetzt werde ich es erfahren!“ stammelte er keuchend und hustend.

Von diesem Fenster aus sah man in einiger Entfernung inmitten des dunklen Fichtenwaldes eine enge, gradlinige Lichtung. Es war das der Weg, der zum Dorfe führte.

„Wenn sie nicht bei dem Sekretär ist,“ sagte er mit halblauter Stimme, „so muß sie jeden Augenblick dort unten zum Vorschein kommen.“

Seine Augen vergrößerten sich und traten fast aus ihren Höhlen. Mit einem Ausdruck namenloser Angst blickte er unverwandt auf den sich lang hinziehenden Weg.

„Da ist sie, da ist sie!“ schrie er plötzlich mit jauchzender Stimme laut auf, seine mageren Hände in die Höhe hebend. Wahrhaftig, sie ist es wirklich! Und Dominika begleitet sie! O, wie bin ich glücklich!“

Die Freude übermannte ihn. Kraftlos ließ er sich vor dem Schreibtisch Rosa Mariens in den Sessel fallen, und seine Hände vereinigten sich, wie wenn er Gott danken wollte. Er empfand eine tiefe Reue über seinen schmachlichen Verdacht. Seine Frau ihn betrügen? Nein, das war nicht möglich! So leide, so verworfen war sie ganz gewiß nicht! Warum sollte sie einen armen Kranken wie ihn hintergehen, der doch nur noch so wenig Tage zu leben hatte?!

Er weinte, aber es waren keine Thränen des Schmerzes, die er vergoß. Er empfand ein unsagbares, wohliges Glücksgefühl.

Nach einer Weile machte er sich dann auf die Suche nach jenem blauen Papier, das ihn so sehr beunruhigt hatte. Er wollte sich von der Treue seiner Rosa Marie in zweifelsohner Weise überzeugen. Ganz gewiß war das nur ein Prospect gewesen, wie sie ihm gesagt hatte. Er war dessen vollkommen sicher.

Dennoch suchte er danach, um auch nicht den leisesten Schatten eines Zweifels in seiner Seele zurückzubehalten. Er forschte zuerst auf dem Schreibtische nach und dann auch in den Schulbladen, seine gute Rosa Marie in Gedanken darum um Verzeihung bittend.

Er fand aber weder hier noch dort das kleinste Stückchen eines blauen Papiers. Aber in jenem hübsch bemalten Kästchen, das dort stand und an dessen Prüfung er nun gegangen war, sah er ein weißes Papier liegen, das sofort seine Augen auf sich zog; es war ein Briefumschlag. Er las auf der oben liegenden Vorderseite die Adresse:

Frau L. Miralez
Schloß Sargos (Gironde).

„Wahrhaftig, das ist Etiennes Schrift!“ rief er vor Erregung stotternd aus.

Der Umschlag trug den Poststempel Marseille. Der Schwindsüchtige empfand itzende Schmerzen in seinen Augen. Schnell entschlossen ergriff er den Umschlag und nahm den Inhalt heraus.

Es war nur ein halber Briefbogen. Er enthielt die folgenden Worte:

„Geliebte, Sie haben mir nicht geantwortet, und ich leide. Sie wissen, wie ich Sie anbede, und Sie werden errathen können, mit welcher Ungeduld ich den Tag erwarte, der uns für das Leben vereinigen wird, diesen Tag, der jetzt endlich nahegerückt. Oh, wie werden wir dann glücklich sein! Wie herrlich wird es sein, wenn wir uns endlich frei lieben können, nachdem wir uns so lange. . .“

Hier war die Seite zu Ende; der Rest war abgerissen. Wie vom Blitz getroffen, sank Miralez auf dem Stuhl zusammen.

„Oh, die Etende!“ rief er, als er sich nach einigen Sekunden wieder mühsam erhob.

Keuchend machte er ein paar Schritte in dem Zimmer, dann aber fiel er wieder auf einen Sessel nieder, fastungslos, vernichtet.

Etwa fünf Minuten lang blieb Lorenz so liegen. Draußen sangen die Heimgötter. Die Schellen der Herden tönten von fern herüber. Und vom Dorfkirchturm in Sargos rief die Glocke die Gläubigen zur Vesper. Miralez hörte das Geräusch, ohne eine Bewegung zu machen, vielleicht ohne an irgend etwas zu denken. Er sah aus wie gelähmt und schien vollkommen geistesabwesend zu sein. Wie ein Keulenschlag hatte ihn diese Enthüllung getroffen, und der Körper des Schwindsüchtigen war nicht mehr kräftig, sein Geist nicht mehr lebhaft genug, um die ganze Wucht dieses Schlages voll und unmittelbar zu empfinden.

Zunächst fühlte er nur eine Art physischer und moralischer Ermüdung. Dann ergriff ganz allmählich, wie das Wasser in einem Schiffsraum, dessen Kumpf ein Felsen lock geschlagen, eine tiefe, bisher nicht gekannte Traurigkeit nach und nach die Trümmer seines Seins.

Betrogen! Er war betrogen worden! Dieser Gedanke brannte in seinem Hirn wie verzehrendes Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Jolas Selbst-Charakteristik. Als man Emile Jola eines der bekannten Albums vorlegte, in denen man sich selbst charakterisieren muß, indem man gewisse Fragen beantwortet, schrieb er folgende Antworten ein: „Mein hauptsächlichster Charakterzug? — Das weiß ich nicht. Die Eigenschaft, die ich an einem Mann am höchsten schätze? — Die Güte. Die Eigenschaft, die ich an einer Frau am höchsten schätze? — Die Bärtigkeit. Meine Lieblingsbeschäftigung? — Die Arbeit. Mein Glückstrahl? — Nichts thun. Was ist mein größtes Unglück? — Im Zweifel leben. Was ich sein möchte? — Immer gesund. Das Land, wo ich leben möchte? — Das, in dem ich lebe. Meine Lieblingsfarbe? — Roth. Meine Lieblingsblume? — Die Rose. Mein Lieblingsthier? — Alle. Mein Lieblingsvogel? — Alle. Meine Lieblingsdichter in Prosa? — Die Alles sehen und klar zu schildern wissen. Meine Lieblingspoeten? — Dieselben. Meine Lieblingsmalerei? — Dieselben. Meine Lieblingskompositionen? — Dieselben. Meine Lieblingshelden in der Dichtung? — Die, die keine Helden sind. Meine Lieblingsheldinnen? — Dieselben. Meine Helden im wirklichen Leben? — Die, die sich ihr Verd verdienen. Meine Lieblingsheldinnen? — Dieselben. Meine Lieblingsnamen? — Die einfachsten. Die historischen Charaktere, die ich am meisten verehere? — Die Verräther. Die militärische Heldenthat, die ich am meisten bewundere? — Der gemeine Soldat, welcher stirbt, ohne zu wissen, warum. Die Reform, die ich am höchsten achte? — Die, die Menschen glücklich machen würde. Das Talent, das ich haben möchte? — Die Beredsamkeit. Wie ich sterben möchte? — Blüthig. Fehler, die mir am meisten nachschimpfen? — Alle, wenn man sie bereut. Mein Wahlpruch? — Nulla dies sine linea.“

Eine Hinrichtung mit Hilfe des Hypnotismus. In einigen Wochen wird in Minneapolis, der Hauptstadt des amerikanischen Staates Minnesota, ein Mörder hingerichtet werden, bei dessen Exekution ein eigenartiges Experiment zur Ausführung gebracht werden soll. Da der Verbrecher aufrichtige Reue empfindet und früher als wohlhabender Mann zahlreiche Freunde besaß, so haben einige derselben unter Mitwirkung seines Hausarztes nach erfolgter Abkündigung eines Gnabengesuches den Entschluß gefaßt, ihm wenigstens die furchtbaren Qualen der Todesangst zu ersparen und die Verurtheilten bereits ihre Einwilligung für das in Anwendung zu bringende Experiment erteilt. Der Todesandidat war früher von dem be rühmten Arzte bei Gelegenheit geringer Erkrankungen wiederholt in hypnotischen Schlaf versetzt, und dabei war ihm mancherlei suggerirt worden, so unter Anderem, daß heftige Zahnschmerzen durch Ausziehen eines alten und Einsetzen eines neuen ihm gezeigten Offenbarungsverschwunden würden. Diese Heilmethode war thatsächlich insofern von Erfolg begleitet, als der Patient für mehrere Tage von Zahnschmerzen befreit blieb. Schließlich mußten allerdings einige Wurzeln unter Anwendung von Narkose entfernt werden. Der Mann erwies sich also für hypnotische Behandlung und während der Hemmung einer Willensfähigkeit für die Aufnahme suggerirter Ideen sehr empfänglich. Es wurde darum beschlossen, ihm die Ablehnung des Gnabengesuches zu verheimlichen, dagegen ein Gelübde desselben erhoffen zu lassen. An dem für die Hinrichtung bestimmten Tage und zu angemessener Stunde wird sich der Arzt in die Zelle des Verbrechers verfügen und denselben, unter dem Vorwande, ihn von der thatsächlich vorhandenen Schlaflosigkeit zu befreien, in hypnotischen Schlaf versetzen. Dann soll dem Mörder auf dem Wege der Suggestion die Täuschung beigebracht werden, es sei ihm eine wichtige Erfindung, und zwar die Kunst des Fliegens, gelungen, und er sei im Begriff, vor versammeltem Publikum eine Probe seiner Fertigkeit abzulegen. Um jede Möglichkeit eines Un-

falls zu vermeiden, würde nach Anbringen der künstlichen Flügel auf seinem Rücken auch noch ein Strick an ihm befestigt werden, der bei den Zuschauern die Befürchtung beseitigen sollte, daß ein Unglück passiren könnte. Unter Führung des Arztes und des Henkers wird dann der Verbrecher das Schaffot betreten; dort werden ihm scheinbar zwei Gänseflügel auf dem Rücken befestigt, thatsächlich aber die Schlinge um den Hals geleitet. Auf Geheiß des Arztes wird er dann seine Arme ausbreiten, die Muskel seines Oberkörpers und speziell des Halses, nach Möglichkeit anspannen, wonach er durch Falllassen der Klappe von Seiten des Henkers in die Vertiefung hinabstürzen wird. Nach Ansicht der Aerzte dürfte solcher Art der Tod nicht durch das mit furchtbaren Qualen verknüpfte Zuschneiden der Luftröhre, sondern schmerzlos durch Brechen des Genickes erfolgen.

Es lebe die Aliteration! Beim Beginn begeistrender Bier-Salvatorzeit bringen brave Verichterlatter befolgenden Beitrag, betitelt: Bayrisches Bier. Biedere, brauchbare Verbraucherblichten bereiten beständig bitteres, braunes, bayrisches Bier, bekanntes, besonders billiges, Bed rfnis beunlignamer, brüderlich bestimmenden bleibenden Bürger. Bierfeindliche, betörte Bacchusüber behaupten biswei ein bestimmtes: Bier beherrschende Bayern; berauiche bald, befricbige bloß best infene Bauern, beraube besseren Bewußtseins, beschränke blühende Bildung, bringe böses Blut, begründe burchloises Benehmen, befördere blü arden Blödsinn, breche bebauerlichen Begierden bodenlose Bahn. Begünstert Bacchus besser, bleib beim Leßeren. Bestnat Burgundern, Bardeauz; Brausewein, beschmpft voshart bayrisches Bier. Bevor Beweise Besseres bewähren, bleibt beigestellt beim braunen Becherhlinien — bleibt bayrisch Blut bei bayrisch Bier. Bernhard Benno Braun, bürgerlich bayrischer Braubierbrauer.

Vom Büchertisch.

Am dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisveränderungen nach Auswahl vorbehalten.

Die „Romanwelt“ beginnt ihr neues Quartal wieder überaus vielversprechend. Der führende Roman, den sie veröffentlicht, „Der Zug nach dem Osten“ von einem jungen begabten Autor, Franz Sperber, erregt und spannt das Interesse durch den Boden und die Situationen, die er uns schildert. Er behandelt ein gerade jetzt sehr aktuelles Thema, die Germanisirungsversuche der deutschen Auswanderungskommision in Japan und Westpreußen und erweht sich dadurch zu einem Werk von kulturhistorischer Bedeutung. Neben diesem Werk festelt eine feine Novelle von Graf Stram, „Manes Wittrau“, der Frauenliebe und Leben in ihrem tiefsten Wesen ergaßt. Flotte Abwechslung bringt in den Ernst ein frisch und fehselnd geschriebener englischer Roman „Liebesrebellin“ von Nou Telle. Außer diesen spannenden einseitigen Werken veriprirt das Programm der Romanwelt dem Leser noch manche werthvolle Gabe. Novellen von der geistreichen Feder Lou Andreas-Saloms, Elgo Wohlbriick, Adalbert Weinhardt, Novellen und Skizzen hervorragender Autoren des Auslandes. Dazu ein reiches Feuilleton, das alle Interessen unserer Zeit in Aufsätzen von persönlicher Eigenart behandeln soll. So wird z. B. über die moderne dekorative Bewegung Dr. Felix Poppenberg sich verbreiten. Das berühmten Astronomen Flammarion weiterschauende Weltallstuden werden in feinfühligem Uebersetzung geboten werden. Die „Romanwelt“ wird sich sicher auch in diesem Quartal neue Freunde zu den alten gewinnen.

— Osterlocken ertönen bald von Land zu Land und läuten Frieden ein in jedes Menschenherz. Mitten hinein in dies herrliche Fest verlegt uns stimmungsvoll das Bild „Osterferien“ mit einem trefflichen Gedicht von Adalbert von Hanstein in der neuesten Nummer des alle 14 Tage in über 220 000 Auflage erscheinenden illustrierten Welt-Modenjournal „Große Modenwelt“ mit bunter Fächer-Bigarette, Verlag von John Henry Schwerin, Berlin. Ergreifend wirkt die Erzählung von Nataly von Eichstruth „Osterlocken“. Der Mode ist in „Große Modenwelt“ der weiteste Raum gelassen, und die künstlerisch ausgeführten Moden-Genrebilder für vornehmsten und einfachsten Geschmack, darunter regelmä ßig auch Kindergarderobe und Wäsche festeln ebenio das Auge, wie die in einer besonderen Extra-Beilage größten Stiles vertretenen Handarbeiten aller Techniken, sowie die künstlerischen Bilder der Belletristik. Farbenprächtige, vielfältige Stablich-Colorits, ein großer doppelseitiger Schnittmusterbogen (letzter mit jeder 14tägigen Nummer), sowie die Lieferung von Gratis-Schnitten nach Maß zu minimalen Selbstkosten zeugen von dem Augen der „Großen Modenwelt“, mit bunter Fächer-Bigarette, Verlag John Henry Schwerin, beziehbare für nur 1 Mark vierteljährlich bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Gratis-Probenummern bei allen Buchhandlungen und dem Verlage. Um Verwechslungen zu vermeiden, achte man genau auf Titel, Verlag, bunte Fächer-Bigarette und Quartalspreis von Mark 1.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Meudel-Steinfels zu Halle (Saale).

Die Bedeutung der Geldrechnung für den Landwirth.

Solange nicht in allen landwirthschaftlichen Betrieben ein Kassenbuch geführt wird, solange ist es auch nicht zwecklos, auf die Bedeutung des Aufschreibens von baaren Ausgaben und baaren Einnahmen, mit welchen der Anfang der Buchführung zu machen ist, hinzuweisen.

Wie viel sicherer gestaltet sich der ganze Geldverkehr mit dem Schuldner und mit dem Gläubiger, wenn man diesen Geschäften in einem Buche nachkommen kann; wie viel Ärger eripart der Landwirth sich und seinen Geschäftsfreunden dann. Da mahnt z. B. ein Händler, daß für gelieferte Waare noch keine Zahlung geleistet ist. Wenn das Kassenbuch mit der Quittung nicht nachweisen würde, daß die Rechnung bereits beglichen, so müßte zum zweiten Male die Zahlung geleistet werden. Oder auch, der Landwirth ist sich nicht klar darüber, ob er bei seinem Freunde noch eine Forderung hat; er traut sich nicht, ne aufklärende Frage zu stellen, und wenn er schließlich seinem Herzen Luft macht, so ist er der Reingefallene, d. h. der Betrag ist bereits gezahlt worden. Durch dieses Mißtrauensvotum hat die Freundschaft begreiflicherweise einen starken Riß erhalten, und Viele halten deswegen Geldgeschäfte in Fremdes reisen für unangebracht.

Bei Führung eines Kassenbuches sind alle diese Mißgriffe ausgeschlossen. Der Verkehr mit der Sparkasse und mit dem Bankier kommt auch in ihm zum Ausdruck, und der Buchhalter weiß damit ganz genau, wie hoch sein Guthaben bezw. seine Verpflichtungen sind, ohne erst anfragen zu müssen. Dadurch erhält der Landwirth dem Kaufmann gegenüber eine Sicherheit, welche sonst nie erlangt werden kann.

Mit dem monatlichen Abschluß erwacht bei der Abdirung der Einnahmen und der Ausgaben, und der Feststellung des Kassenbestandes ohne Zweifel das schlummernde Rechenalent. Entnimmt die Kasse nicht, so zählt er nicht einmal, nein zehnmal zusammen und findet von Monat zu Monat größere Freude an dieser Arbeit; die Genauigkeit im Rechnen und Aufschreiben wächst, so daß dann nur noch kaum nennenswerthe Differenzen zu Tage treten.

Die Hauptvorteile des ganzen Aufzeichnens kommen aber erst am Schlusse des Jahres zum Vorschein, wo sich durch Auszüge, auch aus den einfachsten Notizen, genau zusammenstellen läßt, was für Weizen, Gerste, Zuckerrüben, überhaupt für sämtliche Erzeugnisse eingenommen und an Löhnen, Düngemitteln, Geräthen, Versicherungen u. s. w. ausgegeben wurde. Er weiß ferner, was seine Familie an baaren Ausgaben erforderte, kann die Taschengelder, welche den Kindern zu Theil wurden, ermitteln, sie mit einander vergleichen und damit den Vorwurf der Parteilichkeit entkräften.

Die Schlußrechnung führt dem Buchhalter ein Bild vor Augen, welches ganz scharf den Verkehr der Wirthschaft in seinen

einzelnen Theilen mit der Außenwelt wieder spiegelt. Mit Verrechnung und Betrachtung der Ziffern fallen ihm seine Wirthschaftsverhältnisse ein; er vergleicht die Resultate mit denen des Vorjahres und erfährt daraus, ob seine Maßnahmen von Erfolg oder von Mißerfolg begleitet waren. Bei allen diesen Erwägungen schält der Landwirth unwillkürlich unter Zuhilfenahme seines „praktischen Gefühls“, die Grundlage der für das kommende Jahr zweckmäßig einzurichtenden Wirthschaftsweise heraus. Er stellt sich in Gedanken, vielleicht auch auf dem Papier, einen Geld- und einen Naturalienetat auf, überlegt, wie für die Zukunft die Löhne und derlei Ausgaben zu reduzieren, die Einnahmen zu erhöhen sind und schürt sich somit durch den Vergleich mit den vorigen Jahren vor mancherlei Nachdenkslagen.

Dies ist unzweifelhaft der wesentlichste Nutzen, den uns die Führung eines Kassenbuches gewährt, aber allein unter der Bedingung gewährt, daß wir selbst den Abschluß zusammenstellen. Wird er ausschließlich durch fremde Hand angefertigt, so sieht sich der Landwirth meistens nur das Endergebnis an. Die Detailirung der Betriebsergebnisse, auf die es vor allen Dingen ankommt, kümmert ihn weniger, und ebenso kalt läßt ihn meistens die Art der Berechnung. Möge auch bei dem selbstausgearbeiteten Abschluß ein Fehler unterlaufen, so kann das nur von geringer Bedeutung sein; sicherlich hat die Arbeit aber dann immer noch für den Wirthschafter einen viel größeren Werth, als wenn ein Fremder für ihn richtig gerechnet hat.

Daß man nach den einfachen Notizen über baare Ausgaben und Einnahmen meistens das steuerpflichtige Einkommen einwandfrei berechnen kann, ist an dieser Stelle bereits des Oefteren erwähnt worden. Auch das, was die Wirthschaft eingebracht hat, der Reinertrag, einschließlich Lohn für den Besitzer, läßt sich leicht ermitteln; denn dieser ist gleich dem steuerpflichtigen Einkommen aus der Wirthschaft abzüglich der auf dem Betriebe lastenden Steuern.

Man hat demnach durch das Kassenbuch nicht allein eine Grundlage zur Verufung bei zu hoher Veranlagung in der Einkommensteuer, sondern auch, durch die Möglichkeit, den Reinertrag ermitteln zu können, einen schätzenswerthen Anhalt bei der Bewerthung des Gutes behufs Gutsübergabe und Grundstücksverkaufs sowohl wie zum Zwecke von Ankäufen benachbarter Ländereien.

Dies Alles sind Vorteile, die es geradezu unbegreiflich erscheinen lassen, daß es noch eine Menge Wirthschaften giebt, wo überhaupt weder eine Ziffer noch ein Buchstabe aufgeschrieben wird. Die Art und Weise, wie zweckentsprechend das Kassenbuch zu führen ist, wird uns in einer der nächsten Nummern beschäftigen.

Dr. H. Schmidt.

„Wie erzielt man die beste Brauergerste?“

Vortrag, gehalten im Landwirthschaftlichen Verein für Halberstadt und Umgegend von Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. Maercker.
(Aus den „Mitth. des Landw. Vereins für Halberstadt u. Umg.“
(Schluß.)

Wie werden denn nun im Ganzen die Gersten auf der Berliner Ausstellung beurtheilt und prämiirt? Die verhältnißmäßig geringsten Gersten sind bei uns die Chevaliergersten gewesen. Sie haben auf der Ausstellung die niedrigste Censur bekommen. Sie hatten unter den Einflüssen des Bodens und der Witterung mehr gelitten als die beiden anderen Gerstenforten. Freilich waren sie ja auch noch gut. Von elf eingelangten Proben der Chevaliergerste haben aber doch nur zwei die beste Nummer „fein“ bekommen, von den Hannagergerstenproben auch

nur zwei, aber außerdem vier die Nummer 2, „gut“, während von der Chevaliergerste nur drei als gute Nummern in der zweiten Klasse sich finden. Bei Goldthorpe dagegen hatten wir einmal „fein“, aber fünf Proben fein und drei gute Nummern, so daß wir bei Goldthorpegerste acht Nummern in den beiden ersten Klassen, bei Chevaliergerste nur fünf, bei Hannagergerste sechs hatten. Es hat sich also auch in diesem Jahre wieder gezeigt, daß die Goldthorpegerste eine beachtenswerthe Qualität ist, durchaus nicht zu vergleichen mit den alten Imperialgersten.

Ganz hat sie allerdings die mangelhaften Eigenschaften der alten Imperialgerste doch noch nicht verloren, und ich möchte darum auch nicht raten, daß Sie ohne alle Kritik allein zum Anbau von Goldthorpegerste übergängen.

Die Goldthorpegerste war zwar unübertrefflich in Farbe, Korngröße, Gleichmäßigkeit der Körner und Feinschaligkeit; aber sie ließ zu wünschen übrig bezüglich der Milde des Kornes. Und darauf legt der Brauer ein sehr großes Gewicht, indem eine milde Gerste sehr schnell und gleichmäßig quillt und gleichmäßig gequollene Gerste gleichmäßig feimt und ein gleichmäßiges Maß giebt. Die Genjur „milde“ blieb bei der Goldthorpegerste bedeutend zurück gegenüber den anderen Gersten. Während ihr betreffs der Milde die Nummer 4 zuertheilt wurde, hatten Chevalier- und Hannagerste Nummer 3, so daß die beiden letztgenannten Sorten also eine volle Nummer in der Feinheit besser waren. Hannagerste übertraf sogar die Chevaliergerste in der Milde noch etwas, und unsere Hannagerste sind wir deshalb reichend losgeworden. Darum glaube ich doch, daß die Imperial-Goldthorpegerste einen Vorzug vorläufig für nur ganz besondere Verhältnisse in Anspruch nehmen kann. Unter bestimmten Verhältnissen, z. B. bei stickstoffreichem Boden, gab sie bessere Resultate als Chevalier- und Hannagerste, aber an Milde läßt sie im Durchschnitt doch zu wünschen übrig.

Welche Düngung soll man der Gerste geben, soll man Salpeter, Ammoniak oder Guano geben, und welche mineralische Düngung an Phosphorsäure und Kali ist die zweckmäßigste? Schon 1896 hatte die Gerste, die wir mit Guano gedüngt hatten, den ersten Preis bekommen, einen weit besseren Preis als die mit Salpeter gedüngte. Und das war mit Veranlassung, Guano in Lauchstädt und auch bei den Versuchen, die im Anschluß an diese in der großen Praxis ausgeführt wurden, zu verwenden. Genau wie im vorigen Jahre haben wir auch in diesem Jahre abgeschlossen, so daß die Qualität der Guano-gerste über die Qualität der Chilesalpetergerste weit hinausging. Zahlen reden! Ich bemerke zu denen, die ich jetzt anführe, daß die höchste Nummer immer die schlechteste Beschaffenheit der Gerste bedeutet. 1 ist fein, 2 ist gut u. s. w. Jede Beschaffenheit der Gerste bekommt eine Nummer, die Milde, die Feinschaligkeit u. s. w. und die einzelnen Nummern werden addirt. Die Hannagerste gab bei Salpeterdüngung eine Nummersumme von 29, bei Peruguanodüngung 23; Chevaliergerste, die am empfindlichsten gegen Düngung ist, gab bei Chilesalpeter 35, bei Guano 25. Das ist ein großer Unterschied, 35 gegen 25. Bei Goldthorpegerste, die ja gegen den Einfluß der Düngung weniger empfindlich ist, herrschte zwischen Salpeter- und Guanodüngung kein großer Unterschied. Salpetergerste wurde mit 19, Guanoernte mit 18 bewertet. Das ist nur ein Point Unterschied, das liegt fast innerhalb der Fehlergrenze. Aber denken Sie, bei der Chevaliergerste haben wir 10 Nummern Unterschied, das würde auf den Preis bezogen 35 Mk. Unterschied ausmachen, hervorgerufen durch die verfehlte Maßregel der Salpeterdüngung. Und denken Sie nicht etwa, daß wir eine übertriebene Salpeterdüngung angewendet haben, wir haben pro Morgen $\frac{1}{2}$ Ctr. bis 1 Ctr., diesen 1 Ctr. aber nur ausnahmsweise in sehr stickstoffarmen Lehmboden, gegeben. Wir gaben den Versuchsanstalten keine Vorschrift über die Stickstoffdüngung der Gerste, die muß Jeder nach seiner Erfahrung bemessen. Wir überließen Jedem, mit Vorsicht die Salpeterdüngung auszuwählen. Trotzdem hat diese vorsichtig betriebene Salpeterdüngung gegenüber der Guanodüngung der Chevaliergerste eine um zehn Points minderwertige Qualität ergeben. Die Chevaliergerste zeigte sich als diejenige Gerstenart, die gegen die Maßregel der Düngung am empfindlichsten ist. Wenn Sie Chevaliergerste anbauen wollen, dann nehmen Sie Guano dazu, er liefert immer die beste Qualität von allen stickstoffhaltigen Düngemitteln, auch eine etwas bessere Qualität als die ammoniakalischen Superphosphate. Die ammoniakalischen Superphosphate verderben nicht ganz so viel als Salpeter, etwas verderben sie an der Qualität der Gerste auch. Peruguanodüngung erfordert die dringendste Beachtung für den Gerstenanbau.

Nun kommt es darauf an: „Wieviel ernte ich weniger, wenn ich mit Perugano gegenüber dem Chilesalpeter dünge?“ Daß man weniger erntet, das ist klar. Hannagerste gab pro Hektar mit Salpeter 3250 kg oder 16 $\frac{1}{2}$ Ctr. pro Morgen; mit Perugano 3190 kg pro Hektar oder 15,95 Ctr. pro Morgen. Das macht einen Unterschied von 30 Pfund pro Morgen, aber einen Unterschied im Verhältnis von 29 zu 23, wie wir gesehen haben, in der Qualität. Und durch die Qualitäts-

verschlechterung wird die Mehrernte der Hannagerste bei Salpeterdüngung derartig ausgeglichen, daß trotz des Mehrertrages von einer höheren Rente gegenüber der Peruganodüngung nicht mehr die Rede sein kann.

Anders ist das Ergebnis bei der Goldthorpegerste. Sie brachte 3102 kg pro Hektar mit Salpeter und 3004 kg mit Guano; also 100 kg pro Hektar oder 50 Pfund pro Morgen durch Salpeter mehr, und die Qualitätsverschlechterung hält sich in den Grenzen von 19 zu 18, ist also nicht erheblich. Wenn Sie Salpeter anwenden wollen, können Sie ihn der Goldthorpegerste mit viel ruhigerem Gewissen geben, als der Hannagerste.

Die Chevaliergerste ist noch empfindlicher gegen den Einfluß der Düngung wie die Hannagerste. Wir ernteten 3262 kg pro Hektar mit Salpeter und 2990 kg mit Guano, das macht einen Unterschied von 272 kg pro Hektar, oder 1,36 Ctr. sind pro Morgen mehr geerntet mit Salpeterdüngung gegenüber der Guanodüngung. Die Qualitätsunterschiede verhalten sich wie 35 zu 25. Sie wiegen hier also den Ertragsunterschied, der zu Gunsten des Salpeters sprechen würde, mehr wie auf und lassen den Guano als ein für die Chevaliergerste geeignetes Düngemittel erscheinen. Ich möchte Ihnen also raten, die Guanodüngung auch für Chevaliergerste anzuwenden. Denn es handelt sich vor Allem darum, daß wir den wankend gewordenen Ruf der Provinz Sachsen, gute Gerste zu produzieren, wiederherstellen. Diesen Ruf haben wir verloren wahrscheinlich dadurch, daß wir der Gerste zu große Stickstoffmengen in Form von Chilesalpeter gegeben haben. Wenn aber der Ruf einer Gegend ins Wanken gerathen ist, so bekommt dort auch gute Gerste nicht den Preis, den sie eigentlich verdient. Es handelt sich darum, daß die von uns gelieferten Gersten auf der Berliner Gersten-Ausstellung sich als die allerbesten ausweisen und als solche prämiirt werden. Wir hätten den besten Preis schon diesmal bekommen, wenn nicht durch Maßregeln des Dreiflers etwas verdorben worden wäre. Darauf komme ich zurück. Wir wollen den Ruf unserer Gerste wiederherstellen, und darum dürfen wir Chilesalpeter als Gerstendüngung nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung bringen. Lassen Sie uns Perugano nehmen, und die Qualität unserer Gerste wird eine bessere sein.

Nun haben wir aber bei unseren Gerstenaubauversuchen auch die Phosphorsäure- und die Kalidüngung versucht und damit eigenthümliche Erfahrungen gemacht. Wir richten uns in jedem Felde einen Streifen von zwei Morgen ein, der eine Mineraldüngung vorläufig nicht bekommt. Durch Festlassen von bestimmten Düngemitteln kann man prüfen und feststellen, wie schnell ein im gutem Kulturzustande befindlicher Acker diesen guten Zustand verlieren kann.

Hannagerste brachte mit Phosphorsäure und Kali 3490, ohne diese Düngung 3042 kg pro Hektar, bei Goldthorpegerste stellten sich die bez. Erträge auf 3403 und 3038, bei Chevaliergerste auf 3348 und 2702 kg. Alle drei Sorten gaben im Durchschnitt 435 kg pro Hektar oder 2,175 Centner pro Morgen mit Phosphor- und Kalidüngung mehr. Nun haben Sie bei Ihrem Besuch in Lauchstädt aus den umliegenden Feldern selbst gesehen, daß Herr Amtsrath Zimmermann seine Wirthschaft in bester Ordnung hat. Er giebt Phosphorsäure und wendet Kali an, wo es nöthig ist. Und doch hat sich herausgestellt, daß, wenn wir zwei Jahre keine Phosphorsäure- und Kalidüngung geben, dann ernten wir $\frac{1}{4}$ Centner pro Morgen weniger als mit Phosphorsäure und Kali. Ich hätte vor diesem Versuche nie und nimmer geglaubt, daß ein Feld ohne Mineraldüngung für Gerste so schnell herunterkommen kann. Ich werde jetzt nicht mehr unternehmen, Gerste ohne Phosphorsäure und Kalidüngung anzubauen. Und wenn Sie Ihre Zuckerrüben auch ordnungsmäßig mit Phosphorsäure und Kali gedüngt haben, so ist es doch rathsam, die darauf folgende Gerste auch noch mit Phosphorsäure und Kali zu düngen. Für den Gerstenanbau bin ich kein Freund der Thomaschlacke, so gern ich sie sonst auch als Phosphorsäuredüngemittel empfehle. Für Gerste wirkt sie nicht schnell genug. Für Gerste ist die wasserlösliche Form die beste, denn Gerste findet Phosphorsäure am schwersten von all unserer Getreidearten. Wir gaben 15–16 Pfund Phosphorsäure pro Morgen bei unseren Versuchen und erzielten $\frac{1}{4}$ Centner Mehrernte durch die Mineraldüngung.

Demgegenüber haben wir auch Versuche gemacht nur mit Phosphorsäure, ohne Kali. Und das Ergebnis war folgendes: Während wir mit Phosphorsäure und Kali 2,18 Centner mehr ernteten als ohne Mineraldüngung, betrug die Mehrernte beim Fortlassen des Kali nur 1,09 Centner pro Morgen, also gerade die Hälfte unseres früheren Mehrertrages. Mit Kalidüngung

haben wir also über einen Centner pro Morgen mehr geerntet. Wir haben ein bis zwei Centner Kainit gegeben, die kosten auf dem Acker 1,80 Mark. Wenn Sie dafür 1 Centner Gerste mehr ernten und diese mit 180—200 Mark per Tonne verkaufen können, so ist das immerhin ein gutes Geschäft. Auch die 15—16 Pfund Phosphorsäure machen sich durch ihren Centner Mehrertrag sehr gut bezahlt.

Nun kommt aber noch Eins hinzu; die Kali- und Phosphorsäuregerste ist bei unseren Versuchen sehr viel höher bewerthet worden als die Gerste ohne mineralische Düngung, sodaß nach der Schätzung der Sachverständigen bei Mineraldüngung unter Abzug der Kosten und Phosphorsäure und Kali pro Morgen noch ein Verdienst von 12 Mark übrig blieb.

Dieses Ergebnis der Phosphorsäure-Kalidüngung in Lauchstädt ist kein einzeln stehendes gewesen, es hat sich überall wiederholt bei den Versuchen in der Praxis, und es ist dabei noch eins als sehr angenehme Beigabe hervorgetreten. An Stroh ernteten wir bei Kalidüngung im Maximum 700 kg, im Minimum 200 kg, im Durchschnitt 480 kg mehr als ohne Kalidüngung. Der Strohertrag ist also durch Kali sehr wesentlich erhöht worden. Gutes Futterstroh hat auch seinen Werth, und wenn ich 3—4 Centner mehr ernte und für den Centner nur eine Mark berechne, dann macht das die Kosten für Phosphorsäure- und Kalidüngung allein schon fast bezahlt, und die Rechnung stellt sich dann für die Mineraldüngung noch günstiger; denn alles Uebrige, Körnermehrertrag und Qualitätsverbesserung ist bärer Ueberfluß.

Nun kam es darauf an, festzustellen: Wie viel Kainit soll ich geben? Wir gaben zwei und vier Centner pro Morgen und haben mit zwei Centner mindestens dasselbe, zuweilen sogar ein etwas besseres Resultat erreicht als mit vier Centnern. Daraus folgt, daß zwei Centner Kainit vollständig ausreichend sind. Vier Centner Kainit zu geben, hat seine Bedenken. Bei der Bestellung kann man sie nicht geben, denn dann wird der Aufgang ein ungleichmäßiger, der Stand ein lückenhafter, und die Wirkung ist somit im höchsten Grade schädlich. Man muß diese vier Centner theilweise, entweder schon im Winter oder als Kopfdüngung geben, erreicht aber mit zwei Centnern dieselben guten Erträge.

Wie standen nun aber die Verhältnisse, wenn wir Kali neben Guano gaben? Da zeigte Kali fast gar keine Wirkung, und zwar deshalb nicht, weil der Guano $4\frac{1}{4}$ Prozent Kali enthält. In den verwendeten zwei Centnern Guano sind also 8—9 Pfund Kali enthalten gewesen, und diese Menge hatte ausgereicht, um den Kalibedarf der Gerste zu decken und jene günstige Wirkung zu erzielen. Zur Aufnahme für Gerste ist die im Guano enthaltene Form des Kalis offenbar besser geeignet als die im Kainit. Freilich ist Guano theuer und wir müssen das darin enthaltene Kali dementsprechend auch theurer bezahlen, als wenn wir Kali im Kainit kaufen; aber für Gerstendüngung wird das aufgehoben dadurch, daß wir neben Guano kein Kainit zur Anwendung zu bringen brauchen, daß wir 1,80 Mark pro Morgen sparen. Soviel wird Guano etwa mehr kosten, er ist also nicht zu theuer für die Gerstendüngung.

Wieviel Guano kann ich denn nun geben, um meine Gerstenernte möglichst hoch zu bringen? Wenn Sie zu viel Guano geben, so können Sie damit auch Schaden anrichten. Eine gewisse Vorsicht müssen Sie bei der Anwendung des Guano für Gerste auch walten lassen. Ich möchte Ihnen raten, nicht viel mehr Stickstoff in Form von Guano zu geben, als Sie bisher in Form von Chilealpeter gegeben haben. Eine bestimmte Vorschrift kann ich nicht machen, das muß sich nach allen sonstigen Maßregeln und Verhältnissen richten. Haben Sie sehr viel Stickstoff im Boden, dann müssen Sie sehr vorsichtig mit der Stickstoffdüngung sein, ist das nicht der Fall, so können Sie ohne Schaden mehr geben. Ueber 15 Pfund Stickstoff würde ich jedoch unter keinen Umständen geben, diese müssen Sie aber auch in mittleren Böden zur Anwendung bringen.

Soviel über Gerstenanbau und Gerstendüngungsversuche. Wir sind aber noch nicht fertig mit der Frage der Gewinnung besser Braugerste, sondern müssen nun auch noch sehen, wie Gerste geerntet und gedroschen werden soll.

Alle Untersuchungen, die wir gemacht haben seit langen Jahren, haben ergeben, daß die beste Qualität der Gerste zur Zeit der Todtreife erzielt wird. Man läßt also zweckmäßig die Gerste solange auf dem Halme stehen, als es wirtschaftlich überhaupt möglich und durchführbar ist. Wenn man nur eine Gerstenforte anbaut, so kann man, wie schon gesagt,

nicht die ganze Gerste todtreif werden lassen, sonst kann ein Sturm großen Schaden bringen. Es empfiehlt sich daher, beim Anbau nur einer Gerstenforte die Ernte frühzeitiger, schon zur Zeit der Gelbreife und Vollreife zu beginnen, und sie mit dem Eintritt der Todtreife zu beendigen. Damit ist freilich immer ein Nachtheil in der Qualität verbunden. Zur Zeit der Gelb- und Vollreife ist das Gerstenkorn noch nicht vollständig ausgebildet, und vortheilhaft für den hohen Preis ist es immer, die Gerste todtreif werden zu lassen. Man kann hier nur Prinzipien aufstellen, aber keine bestimmten Vorschriften machen.

Und nun die Frage: Wie soll Gerste gedroschen werden? Es ist deutlich zu erkennen, daß sich immer mehr eine Reaktion auf dem Gerstenmarkte anbahnt. Früher wollten die Leute Gerste haben, rund wie Kaffeebohnen, so stramm wie möglich gedroschen. Jetzt will man solche Gerste auf dem deutschen Markt nicht mehr haben, weil bei starkem Druck die Schale verlegt worden sein kann. Die Verlegung der Schale wird verhängnißvoll für den Eintritt der Quellreife und hat weiter zur Folge ein ungleichmäßiges Wachstum beim Keimen. Darum werden jetzt andere Anforderungen an eine gute Braugerste gestellt. Die Brauer tabeln es jetzt nicht, wenn auch noch ein Stückchen drü Gramme an der Gerste selbst sitzt. Das ist für uns nicht unvortheilhaft. Das, was bei starkem Druck abgeschlagen wird, fehlt am Gewicht, und es mag bei schwachem Druck eine Mehrerente von einem $\frac{1}{2}$ Centner pro Morgen herauskommen. Nun komme ich auf unsere Gersten auf der diesjährigen Gersten-Ausstellung zurück. Herr Heine-Hadmersleben hätte ohne Zweifel auf der letzten Berliner Gersten-Ausstellung den Siegerpreis für seine Chevaliergerste bekommen, wenn er sie nicht so stramm gedroschen hätte. Sie war dadurch zu kurz geworden und die Brauer meinten, es seien Verlegungen des Kornes nicht ausgeschlossen. Herr Heine sagte: „Ich habe für den englischen Markt gedroschen, der will die Gerste so haben.“ Aber unsere deutschen Preisrichter prämiiren die Gerste nicht für England, sondern für den deutschen Markt. Und darum mußte sich Herr Heine mit dem zweiten Preise begnügen, trotzdem seine Gerste von tadelloser Beschaffenheit war. Das erkannten auch die Preisrichter an. Der stramme Druck also ist daran schuld, daß wir nicht schon in diesem Jahre auf der Berliner Gersten-Ausstellung den Siegerpreis bekommen haben. Nehmen Sie sich daraus eine Lehre. Wenn Sie Gerste dreschen, so stellen Sie die Trommel nicht zu eng und lassen Sie dieselbe nicht zu stramm gehen. Sobald die Gerste zu trocken geworden ist, verliert sie an Werth, und wenn Sie etwas Gutes meinen damit zu erzielen, so sind Sie im Irrthum. Kleine Grannstücke an der Gerste schaden nichts, davor sprechen die Brauer nicht zurück. Wohl aber bewerthen sie eine stramm gedroschene Gerste geringer, weil möglicherweise durch den scharfen Druck das Korn beschädigt sein kann.

Noch auf etwas anderes werden Brauer und Mälzer immer mehr scharf, das ist der Geruch der Gerste. Gerste mit ganz geringem Dampfergeruch wurde auf der Gersten-Ausstellung in Berlin 20 Mark geringer bezahlt als Gerste ohne jeden Dampfergeruch. Es kommt immer wieder auf den Geschmack des Bieres hinaus. So wie die Feinschaltigkeit den guten Geschmack des Bieres erhöht, so wird umgekehrt durch die Mikroorganismen, die den Dampfergeruch hervorrufen, und durch diesen selbst der Geschmack beeinträchtigt. Darum ist es nothwendig, die größte Aufmerksamkeit auf die sorgfältigste Behandlung der Gerste auf dem Kornboden zu richten. Ist z. B. Gerste etwas feucht gedroschen und dann auf den Boden gebracht, so empfiehlt es sich, etwas zu Staub gelöschten Kalk mit der Gerste durchzuschichten, das Ganze einige Tage liegen zu lassen und dann den Kalk wieder ausklappen zu lassen. Dadurch wird dem Dampfergeruch vorgebeugt. Schon vorhandenen Dampfergeruch kann man mit Kalk dauernd nicht beseitigen. Es ist solches nur möglich bis zu einem gewissen Grade. Der Dampfergeruch kehrt aber nach wenigen Tagen wieder, die Beseitigung ist also nur vorübergehend. Das wissen auch die Händler. Sie sperren daher eine Probe von dampfergeruchverdächtigter Gerste in ein Glas ein und lassen sie einen Tag stehen. Wenn man dann in das Glas hineintricht, so riecht man jede Spur von Dampfergeruch. Nachträgliche Behandlung mit Kalk wird also nicht viel helfen und läuft auf Betrugsversuch hinaus. Aber wenn der Dampfergeruch noch gar nicht eingetreten ist, dann ist der Kalk ein erlaubtes Mittel, um die Gerste derart zu stellen, daß sie gar keinen Dampfergeruch ausbildet und die guten Eigenschaften, die sie hat, auch vollständig behält, darauf wird ein großes Gewicht gelegt.

Noch eine andere Erfahrung will ich Ihnen mittheilen. Gerstenforten, die mit Brandsporen behaftet sind, werden ge-

möhtlich zwei Nummern schlechter eingeschätzt als diejenigen, von selbst gleicher Beschaffenheit, aber ohne Brandsporen, und zwar deshalb, weil die Leute fauten: „Brandige Gerste, und wären nur einige Körner dazwischen, wirkt nachtheilig ein auf den Geschmack des Bieres.“ Auch ist die Keimfähigkeit solcher Gerste eine ungleichmäßige. Wenn man da am beste Braugerste erzielen will, so ist es notwendig, dafür zu sorgen, daß kein Brand in die Gerste eintritt. Das Einquellen des Saatgutes in Kupfervitriollösung, wie es von Kühne vorgeschrieben ist, ist zur Vertilgung aller an der Gerste etwa haftender Brandsporen eine absolut notwendige Maßregel. Sie ist Ihnen ja bekannt, ich brauche Sie also nur daran zu erinnern, daß sie in folgendem besteht: Gerste wird zwölf Stunden lang zum Einquellen in eine halbprozentige Kupfervitriollösung gebracht. Nach Ablauf der zwölf Stunden wird die Kupfervitriollösung abgelassen. Man übergießt dann die Gerste mit Kalkmilch, welche auf 100 kg Saatgut aus 100 kg Wasser und 6 kg Kalk hergestellt ist. Darin läßt man die Gerste fünf Minuten liegen. Danach läßt man die Kalkmilch ablaufen, spült mit Wasser nach und breitet die Gerste zum Trocknen flach aus. Wenn man so gebeizte Gerste nun aber wieder in dieselben Säcke füllt, in denen sie vorher war, dann wird sie durch die in den Säcken zurückgebliebenen Brandsporen sofort wieder inspiirt. Die ganze Beizung ist dann zwecklos gewesen. Soll sie wirksam bleiben, so muß man auch die Säcke dadurch desinfizieren, daß man sie in Kupfervitriol von derselben Stärke, wie sie zur Gerstenbeizung verwendet wurde, eine Stunde lang liegen läßt, sie dann auswäscht und trocknet und dann erst die gebeizte Gerste hineintut. Durch diese Maßregel gewinnt man eine wenigstens einigermaßen gute Sicherheit, daß keine Brandsporen mit auf den Acker kommen. Absolute Sicherheit gegen Brandsporen gewinnt man dadurch nicht, da dieselben nicht nur durch das Saatgut, sondern auch durch andere

Dinge, namentlich durch den Stallbänger, verschleppt werden können. Darum soll man Braugerste in möglicher Entfernung von dem Düng anbauen. Im frühen Stallbänger wird man niemals gute Braugerste bekommen. Am allerbesten ist es, man vertilgt die Brandsporen für alle Getreidearten, sodaß man womöglich kein brandiges Stroh in den Stall und auf den Dünghaufen bekommt.

Das waren die Maßregeln für den Anbau der Gerste, die ich Ihnen heute mittheilen wollte. Wenn ich nun zum Schluß noch kurz wiederholen soll, so läßt sich das Gesagte in folgende vier Punkte zusammenfassen:

1. die Auswahl der besten Sorten hat zu geschehen unter Berücksichtigung der jedesmaligen Verhältnisse. Hannagerste, die am frühesten reisende, eignet sich auch für leichte Bodenarten. Goldthorpegerste, die am spätesten reisende Sorte, ist vorläufig nur für die besten, stickstoffreichen und für schwere Bodenarten zu empfehlen; in größter Ausdehnung sollen Sie nach wie vor die Chevaliergerste anbauen.

2. Stickstoffdüngung ist beim Gerstenanbau mit äußerster Vorsicht anzuwenden. Salpeterdüngung ist zu unterlassen, Guanodüngung anzurathen.

3. Phosphorsäuredüngung ist unter keinen Umständen zu unterlassen. Kali kann entweder in Form von zwei Centnern Kainit oder dem gleichen Quantum Sulfat (Sulphat) gegeben werden, oder in der Form, in der es im Guano enthalten ist.

4. Die Reihen sind enge zu stellen und es ist ein nicht zu kleines Ausaatquantum zu verwenden. Pflege mit der Hacke, Ernte in der Todtreife, größte Aufmerksamkeit beim Dreihen und bei der Pflege auf dem Boden: Wenn Sie alle diese Maßregeln genau befolgen, und das Wetter ist günstig, was man ja leider nicht in der Hand hat, dann werden Sie eine gute Braugerste ernten. Lebhaftester, anhaltender Beifall!

Kleinere Mittheilungen.

Das Aufeggen im Frühjahr wirkt auf ältere Acker- und Luzerneäder vortheilhaft und sollte deshalb in keinem Frühjahr vernachlässigt werden. Man bedient sich hierzu einer starken eisernen Egge. Das Eggen bewirkt nicht nur die Lockerung des Bodens, sondern auch das Ausreißen der Unkräuter, speziell der schädlichen Quede. Es wirkt übrigens auf die junge Hafersaat sehr günstig, wenn der Boden durch Schlagregen eine Kruste gebildet hat, welche deren Aufgehen gefährdet. Zweckmäßig läßt man der Egge die Walze folgen, wodurch die stark emporgewachsenen Pflanzen wieder an die Erde angedrückt werden, und wird dadurch auch das Wähen erleichtert. Größere Steine sind nach dem Eggen abzulesen und kleinere werden durch die Walze in die Erde gedrückt. So behandelte Weizenäcker zeigen nach kurzer Zeit ein üppiges Grün und eine stärkere Bestockung, wenn es ihnen nicht an Nahrung mangelt.

Schutz der Obstbäume gegen Krebs. In einem Vortrage hat Wanderlehrer E. Vetter, Kiel Fingerzeige betreffend die Verhütung des Krebses der Obstbäume gegeben, welche zwar zunächst für die Verhältnisse in Schleswig-Holstein berechnet sind, aber auch für unsere Gegend im Allgemeinen zutreffen dürften. Der Vortragende sprach sich nach einem Bericht des „Nittiel. Vereinsbl.“ u. A. wie folgt aus: Der Grund für das Auftreten des Krebses muß man bereits in der Baumschule suchen. Nach den Beobachtungen des Vortragenden zeigen die Obstbäume auf stark mit frischem Stallmist gedüngten Parzellen schon in der Jugend Krebs, während die Obstbäume auf daneben liegenden Parzellen, welche mit Kompost unter Zusatz von Kalk, Thomasmehl und Kainit gedüngt waren, sich nicht nur vollkommen fest gegen den Frost, sondern auch widerstandsfähig gegen den Krebs erwiesen. Ein Laupfinggrund für das Auftreten des Krebses muß darin gesucht werden, daß man die Obstbäume in der Regel wohl genügend mit Stickstoff und Kali versorgt, dabei aber die Phosphorsäure außer Acht läßt. Die Folge hiervon ist, daß die Bäume ihren Trieb im Herbste nicht rechtzeitig zum Abschluß bringen (was besonders bei der recht feuchten Luft im Norden der Fall ist) und dann durch Frost gewaltigen Schaden leiden. Anfänglich zeigen sich nur kleine Frostfisse; bald werden dieselben größer, und ehe man sich verieht, ist der Grund für das nachherige Auftreten des Krebses gelegt. Ein bis zwei Jahre nach dem Verpflanzen aus der Baumschule ist der Obstbaum alsdann vollständig vom Krebs befallen.

Die Obstbäume bedürfen viel mehr Kalk, als allgemein angenommen wird. Besonders befriedigend sind Versuche dort ausgefallen, wo neben der Phosphorsäure, Stickstoff- und Kalidüngung auch eine genügend starke Kalkdüngung gegeben wurde. Namentlich bedürfen auch alte Bäume bei der Untergunddüngung reichliche Kalkmengen; manchen Obstbaum dürfte man dadurch vom Krebs befreien können. Der Vortragende schildert an der Hand von Einzelheiten die günstigen Erfolge, die er ausnahmslos mit der Kalkdüngung erzielt hat. Nur

bei einem einzigen Baume habe dieses Mittel nicht mehr gewirkt; dieser aber befand sich bei der Ausführung der Kalkung bereits in einem solchen Schwächezustande, daß er auf die Wiederherstellungserfolge nicht mehr reagierte.

Der Kalk ist, besonders für Steinobst, das unentbehrliche Düngemittel; er wirkt in Bezug auf die Fruchtbarkeit geradezu wunderbar. Die mit Kalk gedüngten Bäume liefern nicht nur eine größere Anzahl, sondern auch weit schöner gefärbte Früchte, als die ohne Kalkdüngung gebliebenen. Die Menge des anzuwendenden Kalkes richtet sich selbstverständlich nach den Bodenverhältnissen; immerhin ist aber dabei zu beachten, daß der Obstbaum bedeutend größere Mengen Kalk gebraucht als jede andere landwirtschaftliche Pflanze, und daher in den weitaus meisten Fällen für einen rationellen Obstbau im Boden nicht genügend Kalk vorhanden ist.

Bäumen, die älter als 10 Jahre sind, kann der Krebs nicht viel mehr anhaben; die ersten 10 Jahre nach der Pflanzung sind in dieser Beziehung die am meisten zu fürchtenden. Die Birnbäume werden nur selten vom Krebs heimgesucht. Wo dies der Fall ist, hat der Boden stets einen starken Säuregehalt.

Eine rationelle Düngung ist das Mittel, wodurch am sichersten dem Krebs vorgebeugt werden kann. Ein Ueberfluß an Nährstoffen schadet natürlich ebenso wie ein Nahrungsmangel. Nicht zu viel Stickstoff, dafür aber eine ausreichende Versorgung mit Kali, Phosphorsäure und Kalk muß die Grundregel für die Obstbaumdüngung sein. Bei einseitiger Ernährung des Baumes ist auch von ihm keine Widerstandsfähigkeit gegen Frost und Krankheiten zu erwarten.

Preise für Schlachtvieh nach Lebendgewicht in Halle a. S. in der Zeit vom 25. bis 31. März 1898.

	Qualität	Alter	Gewicht in Pfd.	Erzielte Preise per Centner Mt.
Stute	1.	6-8jährig	1250	30
	1-2.	7 "	980	28
	2.	8 "	1170	26
Bullen	1.	3 "	1600	30
	1-2.	2½ "	1475	28
Ochsen	1.	6 "	1820	34
	1.	3 "	1180	31
Kühe	1.	3 "	1180	31
	1.	3-4 Wochen	150	43-40
Schweine			320	46
			270	45

Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle a. S., Leipzigerstraße 87.